

Wilhelm Schussen – ein Dichter aus dem Oberland

Von Dr. Ewald Gruber, Saulgau

I.

Mit einer betrüblichen Feststellung müssen wir beginnen: Wilhelm Schussen ist heute ein vergessener Dichter. Die ältere Lesergeneration erinnert sich noch, Lexika und Literaturgeschichten archivieren seinen Namen; aber seit mehr als 30 Jahren wurde nichts mehr von ihm gedruckt. Zu seinem 80. Geburtstag gratulierten die Heimatzeitungen, sein Tod am 5. April 1956 wurde noch vermerkt, von seinem 100. Geburtstag nahm niemand Notiz. Dies ist keine zartfühlende Einleitung; sie würde aber die Billigung Wilhelm Schussens finden, der ehrlich gegen sich und andere war.

Sein Anfang war vielversprechend. Schussens Erstling „Vinzenz Faulhaber“ (1907) fand mehr als nur freundliches Echo im ganzen deutschen Sprachraum. Im Jahre 1909 gab Theodor Heuss ein „Neues Dichterbuch“ heraus, das er „Sieben Schwaben“ nannte. Ludwig Finkh, Cäsar Fleischlen, Hermann Hesse, Heinrich Lilienfein, Anna Schieber, Auguste Supper und Schussen waren die ausgewählten Repräsentanten des Dichterfrühlings, der um die Jahrhundertwende in Württemberg anzuheben schien. Die Erzählung „Häbich und Hohnerlein“, die Schussen beisteuerte, ist eine seiner besten. Als Otto v. Güntter, der Gründer des Schiller-Nationalmuseums in Marbach, 1911 ein „Hausbuch schwäbischer Erzähler“ zusammenstellte, nahm er auch die sieben Schwaben und ein paar andere Zeitgenossen zu Schiller, Hauff, Mörike und Otilie Wildermuth in den schwäbischen Parnaß auf. „Ich war plötzlich oben und spürte meinen jungen Ruhm langsam und leise in die Welt treiben. Es war eine im großen und ganzen selige Zeit“, konnte Schussen rückschauend sagen.

„Die, denen das weitgestreckte Gebiet des Oberlandes Heimat ist, die haben in Wilhelm Schussen ihren Dichter gefunden. Ihren Dichter – jawohl!“ So hieß es im „Ulmer Tagblatt“, der Erscheinungsort erklärt den hymnischen Ton. Aber auch die „Hamburger Nachrichten“ sind voll des Lobes über „eine starke und eigenartige Begabung“. Schussen wurde verglichen mit Rosegger und Frenssen, mit Wilhelm Raabe, F. Th. Vischer und Jean Paul; auch Storm und Gottfried Keller müssen gelegentlich zum Vergleich herhalten. Als schwäbischer (in Süddeutschland differenzierter als oberschwäbischer) Heimatdichter und als Humorist wurde er von Anfang an klassifiziert. Theodor Heuss schrieb im Vorwort zu der genannten Anthologie: „... Wilhelm

Schussen, ein geborener Erzähler mit größter Ursprünglichkeit der Anschauung und der Sprache. Er kommt vom Oberland, ganz unliterarisch, in der engsten Verbindung mit dem Volkstum, das ihm seine Sprache in die Feder diktiert, saftig, klotzig und ein wahrer Humorist erster Hand. Humor und Ironie hat man in Schwaben allenthalben und auch die Dichter haben sie, kaum bei einem aber ist der schwäbische Sarkasmus, die kluge und unsentimentale Bissigkeit, so schön und rund zu Kunst und Dichtung geworden wie bei ihm. Kein Spaßmacher, sondern ein Humorist und Philosoph, der das Gedächtnis von ‚Auch einer‘ weckt. – Seine Heimat ist südlich der Donau. Oberschwaben hat sonst nicht eben viele Dichter gestellt, deren Heimat sich mehr um den Neckar und seine Seitentäler gruppiert. So bringt er einen neuen Ton in die schwäbische Dichtung, dessen man sich bald herzlich freut.“



Wilhelm Schussen. Holzschnitt von Gottfried Graf, 1933.

Foto: Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar

trät in „Anekdote meines Lebens“, 1953, zeigt die Züge seiner Schelme und Dachstubenphilosophen und verrät, was sie eigentlich sind: Doppelgänger des Autors wie seine Seminaristen- und Lehrerfiguren.

Mit seinen ersten drei Büchern hatte Schussen als Schriftsteller seine Welt abgesteckt und seinen Ton angeschlagen: oberschwäbische Heimat, eigenes Erleben, Humor. Sie enthalten – neben einigen späteren Erzählungen aus der Schussen-Welt – schon die Essenz des Gesamtwerkes.

II.

Zu seinem 50. Geburtstag veröffentlichte Schussen einen kurzen Lebenslauf. „So möge denn diesmal der rein äußere Gang meines irdischen Daseins in aller Kürze hier Platz finden, der innere und wesentliche ist in der Hauptsache in meinen Büchern aufgehoben“, hieß es da. An diesen Hinweis wollen wir uns halten und versuchen, Schussens Leben und Wesen zu skizzieren, wie es sich in seinem Werk spiegelt. Er selbst hat in dieser Form Rechenschaft gegeben, im „Wilhelm-Schussen-Buch“ (1934 und 1953 in 2. erweiterter Auflage) und in der erwähnten „Anekdote meines Lebens“. Dieses sympathisch unprätentiöse Buch wurde von Wendelin Überzwerch damals mit einem bunt zusammengepflückten oberschwäbischen Wiesenblumenstrauß verglichen, in welchem zwischen unscheinbaren Riedgräsern ein paar Orchideen aufglühten. Das Buch will keinen Nachruhm begründen, interpretiert nicht die eigene Entwicklung, enthält keine Bekenntnisse oder Rechtfertigungen; Schussen erzählt nur Erinnerungen aus seiner Kindheit und Episoden aus seinem späteren Leben, schildert Begegnungen mit Zeitgenossen; fast ganz ausgespart bleibt der familiäre Bereich. Dem Leser tritt ein bescheidener, gütiger und feinfühligter Mensch entgegen, ein bißchen kauzig manchmal, aber im Gleichgewicht, in Übereinstimmung mit sich und der Welt: ein Mann mit Humor. Damit ist wieder der Begriff genannt, der zur Charakterisierung Schussens am häufigsten genannt wird, selbst dort, wo ihm nur fünf Zeilen gewidmet sind wie im Brockhaus – Grund genug, die landläufige Behauptung zur Überprüfung vorzumerken.

Wilhelm Frick wurde am 11. August 1874 in Kleinwinnaden geboren: Klein-Wien-Athen, wenn man es langsam ausspricht, und natürlich ist dieser knize Einfall Schussens schon des langen und breiten interpretiert worden. Die Schussen wählte sich der Schriftsteller als Namen, nicht ohne programmatische Anspielung auf die Reinheit des Wassers, vielleicht aber doch eher unbewußt die Heimat in seine Identität aufnehmend. „Ich bin als Knabe viel im nahen, damals himmlisch einsamen, topfbenen, großen Federseemoor herumgestiefelt, habe dort

den Flug der Wildenten verfolgt und, frech wie ich war, sogar Kreuzottern gejagt. Ich habe dort beim Torfstechen mithelfen müssen, beim Eintragen des Torfes in die Hütten, bei der Abfuhr, bei der Streuernte und so fort. Ich habe auch daheim schon als Dreizehnjähriger das Vieh gemolken und Klee gemäht und habe auf einem Einspänner Bier aus der nahen Klosterbrauerei zu Schussenried geholt, denn meine Eltern betrieben neben ihrer Landwirtschaft her auch noch eine kleine Gastwirtschaft. Ich habe von meinem Vater, den es nie so recht zu Hause litt, einen heftigen Drang zu äußerer und innerer Freizügigkeit ererbt. Und so habe ich natürlich schon frühzeitig meine engere Heimat nach allen Ecken und Enden durchschweift. Ich glaube, es gibt kein Dorf und keinen Flecken und keine Kirche und leider auch kein Wirtshaus in diesem hohen, hellen Oberschwaben, die mir nicht bekannt wären. – O, diese Heimat! Sanftgeschwungene Ackerwellen mit Feldkreuzen und Bildstöcken an den gewundenen Fahrwegen, überwachsene, heimliche Kiesgruben mit Zigeunerlagerresten, durchlichtete, schöne Talbreiten, einsame, weite nebelnde Moorflächen, blauende, schilfgerahmte Weiherbecken, dunkle Tannenwälder und hin und wieder Buchenbestände auf den eiszeitlichen, breiten Höhenrücken, und dazwischen wie hingestreut Dorf um Dorf, kleinere Gehöfte und einzelne große Bauernhöfe mit Kapellen und alten Eichen, dann wieder größere Orte, Marktflecken und kleine, schmucke, durchsonnte Städte mit respektablen Kirchen, stolzen Schlössern, alten gewaltigen Klöstern, fast alle aus der Barockzeit. So geht es fort bis an den Bodensee, bis hinauf zu den Höhen des Allgäu.“

Mit 14 Jahren verließ Wilhelm Frick sein Dorf, um Lehrer zu werden; aber er blieb in Kleinwinnaden zu Hause. Die Landschaft, die er in der zitierten Passage idealtypisch zeichnet, hat er oft und oft in einzelnen Ausschnitten genauer, farbiger, eindringlicher geschildert, die Atmosphäre von Ried und Wald und Weiher bei jedem Wetter und zu jeder Tages- und Jahreszeit in Vers und Prosa eingefangen. Bauernhäuser, Tagelöhner- und Ausdinhäuschen, Dorfwirtschaften und Kleinbürgerwohnungen in einem oberschwäbischen Marktflecken liefern die Vorbilder für Schussens Interieurs. Die Großstadt, sogar die enger gebauten Dörfer und Kleinstädte des Unterlandes schildert er stets aus der Sicht des dorthin verschlagenen, verbannten Oberländers. Seine Helden kehren in die Heimat zurück wie ins verlorene Paradies. Aus Kindheits- und Jugendeindrücken in der väterlichen Gastwirtschaft, im Heimatdorf, in Schussenried stammen zum guten Teil die Personen und die Stoffe seiner Werke. Dort lernte er sie kennen, die Bauern und Kleinhäusler, die Riedfrauen und Dienstboten und Altledigen und vornehmen Verwandten aus der Stadt, die kleinstädtischen Honora-

toren und die sonderbaren Käuze. Dort sammelte er seinen Fundus an Einzelbeobachtungen der Menschen, ihres Verhaltens, ihrer Sprache und Denkweise. Dazwischen steht immer wieder er selber mit wechselnden Namen: der Bauernbub, der zum Studieren in die Fremde geht und den die Sehnsucht wieder heimwärts zieht. Als Lehrer beobachtete Schussen die Gestalten von Kollegen, Pfarrern und Kleinbürgern; sie gliedern sich der heimatlichen Erlebniswelt noch ein. Als freier Schriftsteller lernte er auch Menschen anderer Berufsgruppen und gesellschaftlicher Kreise kennen; er hatte freundschaftliche Beziehungen zu zahlreichen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten, Industrielle gehörten zu seinen Förderern. Diese Erfahrungen werden nicht in das Weltbild seiner Bücher integriert. Lebensverhältnisse außerhalb Etters sind bei Schussen konstruierte Kulissen; Personen, die nicht zur dörflichen und kleinstädtischen Gesellschaft gehören, bleiben fast immer schemenhafte Figurationen – es sei denn, sie gewinnen Leben durch den Kontrast zu den Einheimischen; so etwa der Brauereigeschäftsführer Seyderhelm in der Erzählung „Schattensonne“, ein dynamischer wilhelminischer Untertan mit doppelter Moral, der einen soliden altväterischen Familienbetrieb umkrepelt und in den Bankrott führt.

Wie in Schussens Menschheit, in der es nicht einmal Bayern gibt, die er immerhin während seiner Münchner Zeit erlebt haben muß, so fehlt in seiner Landschaft alles Ausländische, nicht in Oberschwaben Heimische. Nur die Fernsicht auf die Alpen und die Bilder des Neckartales fängt Schussen noch ein; andere Landschaften vermag er sprachlich nicht zu fassen. „Ich bin schon als ganz junger Mensch quer durch Frankreich bis ans Atlantische Meer gestieft und von Bregenz bis nach Wien, ich bin später nach Italien und Spanien und Ungarn gefahren, an die Ostsee und die Nordsee, und wenn mir der Krieg keinen Strich durch die Rechnung gemacht hätte, wäre ich auch nach Wladiwostok gekommen.“ Ohne Gewinn für sein Werk! Auch in der „Spanischen Reise“ bewährt sich Schussen nur als Maler von Genrebildchen, er nimmt kleine Szenen und skurrile Besonderheiten wahr. Den Geist und Atem des Landes erlebt der Oberschwabe nur literarisch: es eröffnet sich in der Landschaft Don Quichotes der Sinn für dessen grandiosen Schelmenroman. Vom Escorial ist Schussen enttäuscht; er hat zuviel darüber gehört und gelesen und ist nicht bereit, ohne Frühstück „die Mühsal des gewaltigen Palastes“ auf sich zu nehmen.

Fassen wir zusammen: Schussen kann zeitlebens nur das Heimatliche wahrnehmen und gestalten. Er ist Heimatdichter, Erz- und Oberschwabe – quod erat demonstrandum, denn als solcher wird er von der Literaturwissenschaft abgestempelt, von Kriti-

kern und Freunden immer wieder apostrophiert. Hier liegt eine Grenze des Schriftstellers und seiner Entwicklungsmöglichkeiten. Von literarischen Theorien und Programmen war Schussen nicht gehemmt, denn er hatte keine; den psychologischen Ursachen nachzuspüren ist nicht leicht; man ist versucht anzunehmen, daß er zeitlebens gern Torfstecher, bäuerlicher Philosoph und Dichter gewesen wäre. Denn das Dorf ist ihm ein Kosmos: „Die Stadt und die große Welt brauchen immer wieder große Führer und laute Rufer, die die Menschen mit neuen Schlagworten von Zeit zu Zeit zur Natur zurückleiten. Das Dorf hat immer alles von Anfang an und ganz von selber, und es wird es immer behalten, gerade wie seine Sprache, die heute noch bis zu den Nibelungen hinabreicht.“ Bei Schussen sind derlei Auslassungen nicht Schreibtischideologie des einfachen Lebens, sondern Urheimweh.

III.

Im „Guten Stolperer“ erzählt Schussen, wie ein Bauernbub zum Studieren kommt: Den Hof kann man nicht in Stücke reißen, der Bub ist körperlich zu gering für einen Bauern, Geistlicher will er nicht werden, ein Apotheker ist zu nah am Gift und säuft wie ein Loch, wie die Erfahrung mit dem ortsansässigen lehrt; was Juristen sind, weiß der Vater nicht, und die Advokaten holt alle der Teufel; ähnliche Einwände hat er gegen den Arzt, Zahnarzt, Ingenieur und Chemiker. „Also ein Pfarrer oder ein Lehrer, etwas anderes gibt's eben nicht. Es ist wie ich gesagt habe. . . . Übrigens weiß ich nicht, warum Du nicht solltest ein Lehrer werden können. Unser alter Oberlehrer selig ist seinerzeit Liederkranzvorstand gewesen; auch hat er eine reiche Bauerntochter geheiratet und die ihm zugesprochenen Rinder in den Geldschrank gesperrt, wo sie bekanntlich viel weniger Arbeit machen als im Stall und dennoch ihre Milch geben.“ Ein humoristisches, aber zweifellos realistisches Bild ländlicher Berufs- und Bildungsberatung zu Schussens Jugendzeit und noch lange danach. Genau so geriet Wilhelm Frick in eine Laufbahn, für die er nicht taugte. Da er heiraten wollte, konnte er nicht Geistlicher werden. „Ich bin dann Volksschullehrer geworden. Etwas anderes Erstrebenswertes gab es in meiner damaligen Dorfwelt nicht.“

Sein höheres Streben führte Wilhelm Frick in die Präparandie in Ochsenhausen, drei Jahre später als Kurskollegen Matthias Erzbergers ins Seminar nach Saulgau, nach bestandem Examen 1894 in den Volksschuldienst nach Cannstatt und Stuttgart-Gaisburg. Als Provisor lernte er Französisch, ließ sich 1898 zu weiterführenden Studien beurlauben – damals ging er nach Frankreich – und legte das Reallehrer-Examen ab. Er wurde Hilfslehrer an der Oberrealschule Ravensburg, planmäßiger Realleh-

rer in Weil der Stadt und 1905 am Realgymnasium in Schwäbisch Gmünd. Seine ersten Bücher erschienen in der Gmünder Zeit und machten Schussen zu einer mindestens süddeutschen Berühmtheit. Wegen „verbrauchter Nerven“ nahm er 1912 den Abschied. Schussens Tätigkeit als Lehrer ist nicht mehr zu dokumentieren. Daß ein „Ordinarius an der untersten Klasse“ mit seinem jungen Dichterruhm es im Kollegenkreis nicht leicht hatte, kann sich jeder vorstellen, der das Milieu kennt. „Gildegarn“, von dem gleich noch zu sprechen ist, dürfte Schussen unmöglich gemacht haben. Die weiteren Stationen seines Lebens beeinflussten sein Werk in geringerem Maß. Schussen zog mit Frau und zwei Kindern, einer Köchin und einem Notgeld von 150 Mark nach Emmering und dann nach Bruck bei München; Ludwig Thoma vermittelte ihm ein Lektorat bei Albert Langen. „Ich habe nie ein rechtes Sitzleder gehabt“, bekannte Schussen; 1917 gab er seine Anstellung auf und zog als freier Schriftsteller nach Stuttgart, 1925 nach Ravensburg, 1930 nach Ludwigsburg, 1937 nach Tübingen. Dort starb er 1956 im Pauline-Krone-Heim.

Bildungsgang und Lehrerdasein sind neben dem Heimatdorf der zweite immer wieder aufgegriffene Stoff- und Problemkreis in Schussens Werk. Von Präparanden- und Seminaristenzeit weiß er nichts Gutes zu berichten; selbst im hohen Alter ist ihm diese Zeit ein Alptraum. In der „Anekdote“ bricht noch die bittere Erinnerung an Ochsenhausen durch. Das einzige, was er überhaupt für erzählenswert hält, sind Erfahrungen mit schmaler Kost, verständnisloser Behandlung durch Schultyrannen, sinnlosem Drill und Unterdrückung freien, individuellen Bildungsdrangs. In der Erzählung „Mutters Brief“ konfisziert ein Schönschreiblehrer das Rauchfleisch, das die Mutter in die Socken stopfte, und den „Ekkhard“, den der lesehungrige Zögling über die Klostermauer schmuggelte; schließlich will er in schulmeisterlichem Zorn über eine Lappalie dem todkranken Vater einen Brief schreiben, „an dem er vollends stirbt“, just als der Pate mit der Todesnachricht vor der Tür steht. Hermann Hesses Anklage gegen die Schule ist nicht so grimmig. Alle Enttäuschungen und Rückschläge seines Lebens verkraftete Schussen ohne Klage: verblässenden Ruhm, Verlust seines kleinen Vermögens in der Inflation, selbst den Tod des einzigen Sohnes in Stalingrad; der Schule grollte er bis ans Lebensende. Er teilte die härtesten Urteile seiner Zeitgenossen. „Obwohl es für jene Zeit um 1900 nicht ungewöhnlich ist, möchte ich hier doch noch einmal ausdrücklich feststellen, daß unsere sämtlichen Gymnasialprofessoren für mich entweder skurrile Narren oder arme Geistesgestörte oder pathologische Sadisten oder alles zusammen waren – mit einer einzigen Ausnahme.“ Wir zitierten Willy Haas als eine Stim-

me von vielen. Und auch für Schussen gab es eine Ausnahme: dem patriarchalischen Oberlehrer, Respekts- und Vertrauensperson und Mittelpunkt ländlicher Kultur, der geistiges Leben selbstlos weckt und fördert, bewahrte er ein gutes Andenken.

Nicht nur der Ausbildung, auch Freuden und Berufsnöten des Lehrers widmete Schussen in seinem Werk beträchtlichen Raum – und erzählte wieder seine eigene Geschichte, zum Beispiel in „Meine Steinauer“ und im „Guten Stolperer“. Die Helden beider Bücher sind Lehrer. Der eine strebt in die höhere Laufbahn, wälzt hochfliegende Pläne, ein schriftstellernder Menschheitslehrer zu werden, entläuft der Schulfron und kehrt doch wieder zurück: Schussens Situation und Aussichten 1908; der andere wird Verlagslektor und Geschäftsmann: Schussens Erfahrung und, möglicherweise, Wunschtraum 1923. Seine Doppelgänger führt Schussen durch ein Junglehrerdasein um die Jahrhundertwende: kleines Gehalt, das für Lebensunterhalt und Erfüllung der Standespflichten kaum ausreicht, Kirchendienst, Sonntagsschule, Mitwirkung beim Liederkranzkonzert. Einzelbilder und Episoden, scharf beobachtet und kultur- und sozialgeschichtlich von dokumentarischem Wert, gibt es in Fülle. Wir erleben in „Gildegarn“ eine Musterstunde nach der Herbart'schen Methode, eine Zeugnis-Konferenz, in der menschenfreundlich-pädagogische und bürokratisch-sittenrichterliche Standpunkte vertreten werden, Leistungsdruck und Mogeleyen bei der Notenjagd, wechselseitige Sticheleien, mit denen Geistes- und Naturwissenschaftler sich profilieren, das Gerangel auf dem Pausenhof und den spezifischen Geruch in den Gängen eines Schulhauses. Das alles verdichtet sich oft zu einer Schulatmosphäre, die wenige besser geschildert haben.

Die Problematik der Lehrerexistenz vermag Schussen eindringlich darzustellen, weil sie ihm selbst zum Schicksal wurde. Sein düsterstes Buch ist „Gildegarn“ (1911), auch sein geschlossenstes und persönlichstes. Die Hauptgestalt, Doktor Ludwig Weizsäcker, aus Berufung und mit hohen Erwartungen Lehrer geworden, wird zermürbt zwischen pädagogischem Eros und der Schule als Institution.

„Wohl noch nie war so viel schöne, gutgemeinte, lebendige Arbeit in verlogenen Statistiken, Berichten, Programmen und Protokollen erwürgt und klanglos begraben und dem eigentlichen Zweck entzogen worden. Wer sich aber dagegen erhob, erreichte nur, daß ein tausendundeinter Erlaß gegen den tausendsten hinausgegeben wurde. Den Eltern war es aber in der Mehrzahl um die Patentscheine zu tun. Wenn nur die Jungen das Einjährige oder die Reife hinter sich hatten. Was brauchte man sich dann um Bildung zu kümmern?“ Dies ist die Situation der verwalteten Schule, wohlgermerkt im Jahre 1911. „Er besaß die trotzige Kraft nicht mehr, die

nun nötig gewesen wäre, die Güte und Liebe auf eigene Faust hochzuhalten“, heißt es von Ludwig Weizsäcker; die Gilde der Schulbürokraten, der er ins Garn gegangen ist, erdrosselt ihn; seine Trauer um die verlorene Jugend und Heimat steigert sich zur Todessehnsucht, er vergiftet sich mit unauffällig gesparten Schlaftabletten. Der Roman ist Schussens „Werther“, Dokument einer Lebenskrise; er schrieb sich damit frei von eigener Gefährdung; kurz nach Erscheinen des Buches quittierte er, wie erwähnt, den Schuldienst.

Schussens Phantasie baute die eigene Schulerfahrung zu einer veritablen Systematik pädagogischer Schwächen und Lehreruntugenden aus, und er übte herbe Kritik an der Schulwirklichkeit. Aber: die Idee des Lehrerseins strahlt nur umso heller! Gerade in „Gildegarn“ formulierte Schussen mit dem Schwung eines Reformpädagogen am Beginn des „Jahrhunderts des Kindes“ sein Programm einer humanen Schule, an dessen Verwirklichung der Autor und sein Romanheld scheiterten: „Seien wir doch ehrlich: worin besteht denn eigentlich unsere berühmte Pädagogik oder Methode oder wie man sonst es nennen will? Wir lehren ein Stückchen, und das können wir. Aber kaum haben wir dem Lichte ein Pförtlein geöffnet, dann sind wir auch schon da mit unseren Fragen und Prüfungen und Prolokos und Noten und Zeugnissen. . . Ich für meine Person lebe in dem festen Glauben, daß wir mit unserem ewigen Examinieren und Fehlerzählen und Austeilen von Noten, die ja doch niemals gerecht sein können, das Beste und Lieblichste in der Jugend niederreten. Und ich bin sicher, die Zeit wird noch aufstehen, die diesem ganzen Plunder den verdienten Garaus macht. . . Und die Behörden und Schulleitungen werden noch einsehen müssen, daß eine Saat vor allem Ruhe und Sonne braucht. Das wollte ich sagen.“

Tyrannie der Lehrer und Leiden der Schüler war ein bevorzugtes Thema der Literatur im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Wir erinnern an einige repräsentative Bücher, die zwischen 1902 und 1907 erschienen: „Freund Hein“ von Emil Strauß, „Unterm Rad“ von Hermann Hesse, „Professor Unrat“ von Heinrich Mann, „Mao“ von Friedrich Huch, schließlich Robert Musils „Törlless“. Schussen lieferte seinen stark autobiographischen Beitrag zu dieser Schul-Literatur; ein Meisterwerk des Genres gelang ihm nicht. Eigenes Erleben im württembergischen Lehrerseminar und Schuldienst eröffneten nur die ziemlich enge Perspektive des provinziellen Reallehrers, dessen Urteil durch allerlei Ressentiments getrübt war. Weder die gesellschaftlichen Hintergründe der Schulverhältnisse noch vertiefte psychologische Einsichten – über die Frustrationen des falsch behandelten Schülers und nicht ins System eingepaßten Lehrers hinaus – erschließen sich aus

diesem Blickwinkel. Nur in „Gildegarn“ steigern sich die Konflikte zu existenzieller Not, und in der Erzählung „Das Herz der Orgel“ geht ein altgedienter Oberlehrer tragisch zugrunde, als ein neuer Pfarrer dem enthusiastischen Musikus die Anerkennung versagt und ihn auf seinen Platz verweist. In den anderen Büchern vernarben die Schul-Wunden und finden die Bedrohten zuletzt ein heimatliches und kleinbürgerliches Glück in der Idylle.

Als Anhang zum vorstehenden Kapitel „Schussen und die Schule“ ein Streiflicht auf die Beziehungen der beiden prominenten Kursgenossen von 1894. Matthias Erzberger und Wilhelm Frick waren beide undankbare Schüler. Erzberger, die aktive Natur, nahm zielbewußt die Bildungschance im Lehrerseminar wahr, die einzige, die sich ihm bot; aber er löste sich so rasch als möglich aus diesem Lebenskreis und blickte kein einziges Mal zurück. Der introvertierte, sensible Künstler scheuerte sich wund: an bildungsmaterialistischer Paukerei und engherziger Anstaltszucht, die man für erzieherisch und künftigen kleinen, schlecht bezahlten Beamten bekömmlich hielt und besonders streng für die Kinder der Armen handhabte, die man den sozialen Aufstieg, wieder aus erzieherischen Gründen, schwer erkämpfen ließ. – Schussens Charakteristik Erzbergers von 1922, veröffentlicht kurz nach dessen Ermordung, dieses „unpolitische Blatt“, das 1953 wieder ohne Retuschen in der „Anekdote“ erscheinen konnte, charakterisiert auch seinen Verfasser. Erzbergers Genialität zu preisen und ihm seine „wahrhaft lautere, reine Natur“ zu bescheinigen, verlangte damals Mut, wenn man als bürgerlicher Schriftsteller auf breite Publikumsgunst angewiesen war. Schussen berichtet, daß die Verbindung völlig abriß, als beide das Seminar verließen. Aus den Augen verlieren konnte man Erzberger freilich nicht, und im Werk des unpolitischen Schussen taucht der erfolgreiche Politiker mehrmals auf, z. B. als Kultusminister Häbich und höchster Vorgesetzter des Lehrers Hohnerlein, die miteinander die Schulbank drückten, und – seltsam verfremdet – als demagogischer Volksredner und Volksänger der Roten im „Verliebten Emeriten“.

IV.

Wilhelm Schussen hat sich nie über seine Religion, Weltanschauung, Philosophie, wie immer man es nennen will, geäußert oder doch nur in skurriler Verklammerung. Die „Bayerische Volkszeitung“ nahm ihn 1930 als „gottbegnadeten Humoristen unter den katholischen Dichtern der Gegenwart“ in Anspruch, und ähnlich gruppierten ihn andere ein. Das ist sicher falsch. Weder im Werk noch durch Lebenszeugnisse ist eine solche Zuordnung zum konfessionellen Lager zu belegen, schon eher ein dogmenfreies Lebensgefühl der Geborgenheit in ei-

Wilhelm Schussen war ein Geschichtenerzähler, kein Romancier. Großflächige und weiträumige Gestaltung gelang ihm nicht, seine überzeugendsten Leistungen sind Erzählungen und kleine Prosastücke. Er sei kein Literat, der zurechtfeile, arbeite eher nachlässig, was die Form angehe, seine umfangreichen Werke seien fragmentarisch – das stellte Wendelin Überzwerch schon 1924 in einer Rezension fest. In der Tat ist „Vinzenz Faulhaber“ ein Episodenkranz, wirken Romanschlüsse Schussens abrupt oder angehängt. Wo er sich bemüht, die Erzählung zum Weltbild zu runden wie in „Aufruhr um Rika“ oder in der Geschichte vom „Laurokles“, biegt er die Linien der Handlung gewaltsam zusammen.

Wilhelm Schussens Werk ist ausgesprochen autobiographisch, wie oben dargetan, Erfinden war seine Stärke nicht. Er konnte beobachten, auch die kleinste Einzelheit, konnte Erlebtes und Erfahrungen schildern, auch reflektieren in der Art seines Johann Jakob Schäufele, d. h. beschaulich und mit Humor über seine Gedanken plaudern und hintersinnig monologisieren. Wo er sich darauf beschränkte, ist die sprachliche Gestaltung lauter, sind Vers und Prosa lebendig. Diese Sprache hat Stil, eine eindeutige, klare Struktur, kurz zu charakterisieren mit den Stichworten: Bildhaftigkeit, Dialektkolorit, humorvolle Beleuchtung des Dargestellten, ungesuchte Originalität. Zwei willkürlich gewählte Miniaturbildchen mögen das Gesagte belegen. Ein Lehrer sieht während einer Klassenarbeit aus dem Fenster: „Im Hofe unten gingen ein paar Tauben pickend hin und wider und verursachten lange, schmale, drollige Schatten, wenn sie gen Norden schritten, sobald sie sich aber nach Westen oder Süden drehten, wurde der Schatten breiter und breiter und ging auf und zu wie ein Fächer. Das Schullokal allein verblieb im grauen Halblicht.“ – Ein Besucher beobachtet von der Zimmertür aus: „Die Frau Plakatinstitutsinhaber schaute immer noch durchs Fensterloch und gönnte Vinzenzen die Muße, ihre Rückenansicht zu genießen. Ein spärliches Haarnest mit widerspenstigen Wischen. Eine wasserscheue, künstlich und natürlich betupfte Bettjacke. Ein blauer Schurzbandel. Ein unmäßig ausgefüllter roter Unterrock. Ein mausegrauer und ein schwarzer Strumpf. Neugierige Fersen und ausgetretene Schlorkschuhe.“

Als Beweis für die Behauptung, daß sich Schussens Imagination verirrt, wenn sie frei schweifte, möge die Vision einer versunkenen Römerstadt im „Roten Berg“ (1918) dienen: „Festzüge mit Fackelträgern und Flötenbläsern, tafeln Schlemmer mit efeu- und rosen geschmückten Häuptern auf kostbar überzogenen Lagern, exotische wilde Tänzerinnen, schwüle Frauen mit künstlichen goldgelben Haaren und blitzenden Reifen, Leichenzüge mit Klageweibern, Possenreißern und Maskenträgern, entblöbte

gefangene Germanen, die wie Marktpferde als Sklaven verhandelt werden. . . und nur hier und dort ein vergeblicher, einsamer Beter mit emporgehobenen Händen und verhülltem Haupte.“ Das sieht sich an wie ein Makart'sches Kolossalgemälde! Sogar stilreiner Kitsch im Sinne Walther Killys gelingt mitunter, wenn Schussen über die ihm vertraute Wirklichkeit ausgreifen will in die Bezirke „großer“ tragischer Dichtung in neuromantischer Drapierung, z. B. im eben zitierten Roman oder in der Novelle „Die Liebesinsel“, in der alles – Personen, Handlung, Sprache – falsch ist und unglaublich; schon der Titel ist schön wie ein Öldruck. „Ich liebe dich“ kann ein Schwabe nicht sagen, nicht in seiner eigenen Sprache, stellte Martin Walser einmal fest, und ob es gesagt wird oder nicht, macht den Unterschied zwischen guten und weniger guten Liebesgeschichten Schussens aus. Wahr sind sie, wo zwei zusammenkommen, weil s' Sach zusammenpaßt, wo das Leben und nicht Erklärungen ein Pärchen zusammenführt. Wortscheues herzliches Sich-Verstehen zu schildern, gelang Schussen immer wieder, und die kritisierten Fehlleistungen sind durchaus nicht typisch für sein Gesamtwerk.

Wilhelm Schussen hatte kein enges Verhältnis zur Literatur; dem Literaturbetrieb stand er ganz fern. Dies letztere lag wohl an seiner scheuen Art, für das andere ist das Seminar mitverantwortlich. Es hatte ihm eine extensive Kenntnis der Klassik und Romantik, unterrichtspraktische und moralisierende Interpretationsmuster für Volksschriftsteller, Natur- und Gedankenlyrik und Balladen vermittelt. Ob sein Theorie- und Bildungsdefizit dem Werk gut oder schlecht bekam, ist schwer zu sagen. Er las sehr viel. Für seinen Zugang zur Literatur ist aber bezeichnend, was er in der „Anekdote“ über seine Begegnung mit Johann Peter Hebel ausplaudert, das einzige Leseerlebnis übrigens, von dem er berichtet. Er hatte in den 20er Jahren Vorträge über Literatur an der Volkshochschule zu halten und überlegte sich ein Programm: „Plötzlich fiel meine Wahl mit fast geheimnisvoller Bestimmtheit auf Hebel. Das war mein Mann. Ich kannte ihn zwar selbst eigentlich noch herzlich wenig. Ich mußte mich also vor allem erst selber ordentlich einleben.“ So vertiefte er sich in Hebels Leben, der ein armer Bub vom Land war, sich Bildung erwarb und „der später ein großer, volkstümlicher und zugleich vollklassischer Dichter wurde, den auch Goethes Lob nicht aus dem Konzept brachte, der einst als Prälat, Ehrendoktor und Kammermitglied auf einem Altpapier- und Lumpenfuhrwerk aufsaß, sich mit dem Fuhrmann unterhielt und die Landschaft lobte. Das war mein Mann.“ Ähnlichkeiten des Lebensweges und des Geistes zogen Schussen zu Hebel; sein Urteil ist bemerkenswert selbständig, da der Kalendermann damals noch als harmloser Lesebuchschriftsteller galt, den Walter

Benjamin und Ernst Bloch eben wieder als großen Verkannten entdeckten.

Schussen erzählt in der „Anekdote“ von Begegnungen und Freundschaft mit einigen Autoren. Von keinem ließ sich der oberschwäbische Eigenbrötler beeinflussen. Er besaß eine gehörige Portion jenes „Eigen-Sinns“, den sein Freund Hermann Hesse einmal als Tugend rühmte. Für literarische Moden hatte er nur Spott. Schon „Vinzenz Faulhaber“ ist auch Satire auf Literatenrummel und Literatenborniertheit. Vinzenz, der Schelm, betätigt sich zeitweilig auch als literarischer Agent. „Er setzte Gedankenstriche, wo er nichts mehr dachte und ward inne, daß andere diese tintigen Schlorkschriffe zu deuten suchten. Er schrieb faule, stumpige Sätze, ohne seinem Ruf zu schaden. Im Gegenteil! Und auf der Straße sah man ihn von jetzt ab nie mehr anders als mit einem unmäßig hohen Zylinder auf dem zurückgeworfenen Schädel. Diesem steifen, verschlossenen Schlot, der wie ein psychologisches Preisrätsel auf dem Gipfel thronte, hatte Vinzenz ein bedeutendes Teil seines Ansehens zu verdanken.“ Eine Karikatur des arrivierten Schriftstellers, der zum Gefangenen seines Images wurde, ist die Gestalt des Florian im „Verliebten Emeriten“; ihm legte Schussen Parodien einer tiefsinnig-hohl von letzten Dingen rauhenden Lyrik in den Mund. – Schussen fand mit seinen ersten Büchern seine literarische Parzelle und setzte sich auf ihr fest. Wer will entscheiden, ob dies die Entdeckung des ihm Gemäßen oder ein zaghafter Rückzug auf sein Naturtalent war.

VI.

Wie kam es, daß um 1950 Wilhelm Schussens „literarisches Sternlein gegen früher ziemlich klein und unten am Horizont stand“, wie er selber mit Gelassenheit feststellte? Zunächst lag es an äußeren Dingen; es ist Schussen nie gelungen, sein Werk bei einem einzigen Verlag unterzubringen, der es hätte betreuen können. Der Hauptgrund lag jedoch in den geistesgeschichtlichen und politischen Entwicklungen. Die Heimatkunstbewegung im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts trug Schussen empor, jene literarische Reaktion des flachen Landes auf die Großstadt, der Provinz auf Berlin. Vieles, nicht alles, was Schussen schrieb, überragt das Niveau der unzähligen Heimatschriftsteller, die dieser Trend emunerte. Seine Zuordnung zur Heimatkunst ist allerdings fagwürdig, denn er „pflegte“ nicht Heimatliebe, er lebte sie. Er polemisierte nicht gegen die Großstadt aus antizivilisatorischem Affekt, sie war ihm bloß ungemütlich. Er verklärte nicht die kleinen Leute aus Opposition zur Elendsmalerei des Naturalismus, das kleine Glück war für ihn Erfahrung. Er wählte sich nicht dörflische Originale aus, um Literatur aus ihnen zu machen, er begegnete ihnen als seinesgleichen und beschrieb sie einfach. Er wollte

Altstadtwinkel von Weinberg
im Schiller-Nationalmuseum

Einmal ein tritt aus einer Geyerte.
Ein Vogelkorn auf einem Berg.
Im Duffe alter Keltensprache
Dind über mir ein künftiger Berg
Wom Dindförsig, pflücht in zittet werg.

Und post mir Hilla, tina Hilla,
Vier die der Weltgeheimnis pflücht,
Es ruft kein Döber fuf, kein Hilla
Dind eine künftigkeit werg
Dind, die aus Alkerlatzte drauf pflücht.

„Altstadtwinkel“, handschriftliche Fassung.
Original im Schiller-Nationalmuseum,
Marbach am Neckar

weder völkisch-erzieherisch wirken, noch hatte er Ambitionen auf eine „Höhenkunst“ im Sinne Carl Muths. Heimatdichtung war für ihn kein Programm, sondern die ihm gemäße Art des Zugriffs zur Welt. Als aber die Heimatkunst in den 20er Jahren in der Masse des Mittelmäßigen ersticke, wurde auch Schussen von der tonangebenden Literaturkritik in die Reihe der volkstümlichen Unterhaltungsschriftsteller geschoben. Es wurde stiller um ihn. Frühere Bücher wurden noch aufgelegt, die neuen Arbeiten fanden freundliche Aufnahme, aber allmählich zögernden Absatz, wie sich an Zahl und Zeitfolge der Auflagen ablesen läßt. Anfang der 20er Jahre war er noch sehr produktiv, später wurde sein Schaffensrhythmus langsamer. Er blieb bei seinem Genre, seinem Stoffkreis, nicht ohne sich zu wiederholen; das Detail gelang und fesselt immer wieder, Entwicklung ist aber kaum zu beobachten.

Im Dritten Reich erlebte die Heimatkunst eine Renaissance, von ihren Freunden naiv als Erfolg des Schönen und Guten begrüßt, von den Machthabern gefördert, weil das Bodenständige ins ideologische Konzept paße, und mißbraucht, um die nach Bücherverbrennung und Arisierung verödete Kulturlandschaft einigermaßen zu beleben. Eine Rezension der Neuauflage der „Kuckuckseier“, 1933, sei angeführt als instruktives Beispiel für ideologischen Quark und schwarz-weiß-rot-braune Vernebelung der Literaturszene. „Auch wenn Wilhelm Schussen nichts anderes geschrieben hätte als dieses eine köstliche Buch, würde ich ihm den Ehrentitel eines deutschen Dichters zuerkennen. Denn dieses Buch birgt alles, was den Sinn des deutschen Dichtertums

ausmacht: den ganzen Zauber unserer Sprache, ihre lenzliche Anmut und Unschuld, ihre sommerliche Pracht und Würde, ihre herbstliche Reife und Andacht, ihre winterliche Stille und Abgeschlossenheit. Und vor allem: jene geheimnisvolle atmosphärische Zwischenwortmusik, die mal wie sanftes Flöten-spiel, mal wie ferner Liedgesang, mal wie windharfenleiser Klang und mal wie rauschender Orgelton die Sätze umtönt und durchschwingt. Dieses Buch ist deutsch bis in sein schweigendes Herz, obwohl kaum einmal darin von Deutschland gesprochen wird, nicht gesprochen zu werden brauchte, weil es ein deutscher Mensch schrieb. "Man kann sich kaum vorstellen, daß Schussen über solches Lob besonders glücklich war, und sicher war er auch nicht geschmeichelt durch die Anerkennung des Reichskultur-senators Gerhard Schumann, der „Aufruhr um Rika“ 1938 mit der hochoffiziellen Banalität honorierte: „... und wird auch, wie ich glaube, in die Literatur eingehen.“

Wilhelm Schussen zum deutschen Dichter, wie die Nazis das Wort verstanden, zu stilisieren, war ein Versuch am untauglichen Objekt; die „Kuckuckseier“ zumal, dieses humane und unheroische Buch, passen in ein friedfertiges Seldwyla und nicht ins damalige Deutschland. Schussen war selbstverständlich national gesinnt wie alle Bürgerlichen seiner Generation, aber nie nationalistisch. Wie hätte auch einem ausgesprochenen Einzelgänger ein Kollektiv existenziell wichtig werden können! Im „Freund Huchler“ erzählt er gerafft sein nicht immer leichtes Leben und fährt fort: „Warum ich dies alles so peinlich genau berichte? Nun, weil ich eben trotz aller noch so hitzigen Belehrungen in Versammlungen und trotz aller noch so heißen Straßenflugblätter immer noch nicht weiß, ob ich nun ein sogenannter Bourgeois (spricht: Burschoa) bin, der zwar das Vieh gemolken, gepflügt, Bodenkohlraben gemahlen, Torf gestochen und Fabrikarbeiterskinder unterrichtet hat, oder ob ich ein sogenannter Proletarier bin, der allerdings den Aristoteles und den Abälard kennt, ferner zu Zeiten ein Kapital auf der Sparbank liegen hat und dann in erwählter Gesellschaft Flaschenwein trinkt. – Ja, je mehr ich über diesen Unterschied belehrt werde und je voller die Welt von solcher Predigt ist, desto weniger kann ich ihn für mich selber gelten lassen. Was für mich persönlich in dieser Hinsicht immer Geltung hat, ist eben der ewig alte Satz, daß wir alle Menschen und also Brüder und Schwestern untereinander sind, dazu bestimmt und geschaffen, einander zu stützen und zu tragen und gemeinsam einen Ausgang aus aller Not und Bedrängnis in eine hellere Zukunft zu suchen.“

Dies ist Schussens fast rührend naives Bekenntnis zu humaner Solidarität, zur Brüderlichkeit und Freundlichkeit. Er nahm von politischen Zuständen

und Veränderungen nur insofern Notiz, als sie einzelnen Menschen zum Schicksal wurden. So schildert er etwa 1925 den abgebauten arbeitslosen Osiander, der in der Inflation auf Selbstmordgedanken verfällt, um seiner darbenden Mutter eine Lebensversicherung in harten Schweizer Franken zukommen zu lassen, der die Misere jener Zeit voll auskosten muß und schließlich sein Glück an einem oberschwäbischen Weiher findet. Der Vergleich mit Ernst Wiecherts 1938 erschienenem, einst berühmten Roman „Das einfache Leben“ liegt nahe; wie mit seiner ersten Schelmengeschichte behandelte Schussen hier ein Thema, das später andere mit mehr Erfolg aufgriffen. Am liebsten schmolz er die Weltläufe in die Idylle ein, so etwa im „Verliebten Emeriten“, wo er ein politisches Doppelfest schildert: Enthüllung einer Gedenktafel für eine bürgerliche Parteigröße mit wilhelminischem Pathos, und auf der anderen Seite des Baches ein lärmendes Sommerfest einfacher Leute ohne steife Kragen und Zylinder, der Roten; die politische Konfrontation ist aber eigentlich eine Familienangelegenheit.

Noch aufschlußreicher sind Schussens literarische Beiträge zu den zwei Weltkriegen, die er erlebte. „Im großen Jahr“ war das erste einer kleinformatigen Reihe von „Zeitbüchern“ eines Konstanzer Verlags; es folgten kleinere Arbeiten von Hermann Hesse, Ludwig Fink, Hans Franck, und auch Theodor Heuss war dabei mit dem Opusculum „Schwaben und der deutsche Geist“. Schussens Kriegserzählungen in dem 1915 erschienenen Bändchen handeln von der komischen Figur eines Malers, den der vaterländische Raptus packt und der sich und seine Kriegsbegeisterung blamiert; sodann vom heroischen Albert, einem Schussen'schen Tunichtgut, der im Krieg einen Druckposten bekleidet und vom Dorfklatsch zum Helden aufgebaut wird. Und Schussen schrieb die Erzählung „Der Sturm auf G.“ um zwei Brüder; der jüngere läßt einmal kriegsgerisch-mörderischer Phantasie die Zügel schießen. „Was haben dir die da drüben getan? dachte der ältere Sannwald. Ich finde es im Grunde traurig, irgendeinen mir ganz unbekanntem Menschen, der mir persönlich nicht das geringste zuleide getan hat, niederzunknallen. . . oder auf ebensolche Weise niedergeknallt zu werden.“ Zum Konjunkturritter hatte Schussen offensichtlich kein Talent. Für den Zweiten Weltkrieg hat er nichts Martialisches geschrieben. In der Reihe der Feldpostbücher des Eher-Verlags erschien 1943 eine kleine Sammlung seiner Prosastücke: heitere zivile Urlaubsgeschichten und erstmals „Abschied der Riedfrauen“, die eher wehrkraftzersetzende Schilderung eines Abschieds für immer.

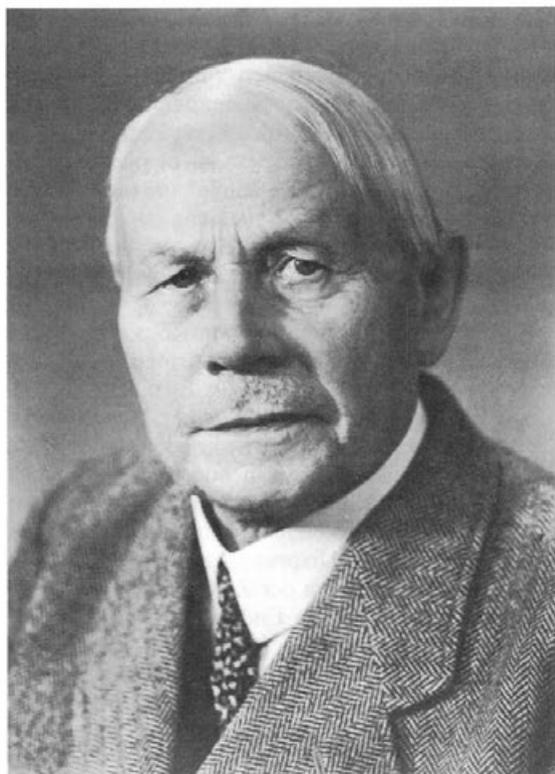
Schussens Name steht unter dem dubiosen Treuegelöbnis für Hitler vom 30. Oktober 1933, von 88 deutschen Schriftstellern tatsächlich oder angeblich

unterschrieben. Weiter ließ er sich mit dem Regime nicht ein. Die in den 30er-Jahren erschienenen Bücher zeigen keinerlei Zugeständnisse an den Zeitgeist. Dabei hätte „Aufruhr um Rika“, die kecke Magd südländischen Typs im Wirthaus am Schwaigfurter Weiher, die alle Männer verrückt macht und selber unglücklich in einen Theologiestudenten verliebt ist, für rassistische und kirchenfeindliche Akzentsetzungen reichlich Gelegenheit geboten, die sich ein Opportunist nicht hätte entgehen lassen; selbst der „NS-Kurier“ fand in seiner Besprechung nichts politisch Relevantes heraus.

Politischem Schicksal entgeht auch kein Unpolitischer, wie Wilhelm Schussen einer war. Es sollte eigentlich unnötig sein, *expressis verbis* anzumerken, daß es hier nicht um eine Entnazifizierung Schussens geht, sondern um die Darstellung der Auswirkungen des Zeitgeschehens auf sein Leben und Werk, um die Untersuchung eines Beispiels der ungewollten Verstrickung von Schriftstellern und Literatur in Politik. Der Sündenfall vieler Heimatdichter, die aus Charakterschwäche oder politischer Unbedarftheit sich vor den braunen Karren spannen ließen, kompromittierte diese Art Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg. Darunter litten alle, z. B. auch Marie-Luise Fleißer, mit Schussen vergleichbar, weil sie als Schriftstellerin ganz in einer heimlichen Erfahrungswelt lebte. Die Epoche der Heimatkunst war zu Ende, die literarisch interessierte Öffentlichkeit wandte sich den lange verbotenen Schriftstellern und neuen Tendenzen zu. Und wer hatte in der Ära des Wirtschaftswunders schon Zeit für Beschaulichkeit und Besinnlichkeit, wer interessierte sich in der Massengesellschaft ernsthaft für die Naturkunde von Originalen und Sonderlingen! Für Schussen, den nun Siebzigjährigen, waren das schlimme Erfahrungen; die Entwicklung untergrub auch seine wirtschaftliche Existenz. Aber alle Nachrichten aus den letzten Jahren stimmen überein: er ertrug sein Los ohne Bitterkeit und Gekränktheit und resignierte keineswegs. In heiterer Ruhe war er überzeugt, daß eine spätere Zeit sein Werk wieder entdecken und schätzen werde. „Die Kunst des Wartens“ ist das letzte Zeitungsinterview 1954 überschrieben.

VII.

Es fehlen für eine eingehende kritische Würdigung Wilhelm Schussens noch einige Voraussetzungen. Der Nachlaß und die Briefwechsel mit Freunden sind noch nicht aufgearbeitet. Es fehlt auch der historische Kontext. „Kein Oberamt ist dichterfrei“, schrieb Theodor Heuss seinerzeit im Vorwort zu „Sieben Schwaben“. Die Geschichte dieser südwestdeutschen Literatur ist aber noch nicht geschrieben; wir wagen trotzdem, ihre Leitlinien zu skizzieren. Eine solche Darstellung ginge wohl auf Neuro-



Wilhelm Schussen. Fotografie 1954.

Foto: Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar

mantik und Heimatkunstbewegung ein, müßte feststellen, daß Naturalismus und Expressionismus so gut wie spurlos vorübergingen; die Soziologie des klassischen Landes der Klein- und Mittelbetriebe und Feierabendbauern könnte da einiges erklären. Es müßten die Leserschichten untersucht werden, die „Gemeinden“ und gesellschaftlichen Kreise, mit denen die Autoren Kontakt hatten und denen sie selber angehörten: kleinstädtisches Bildungsbürgertum, Honoratioren, Lehrer, Pfarrersfrauen, auch Handwerker, Feierabendleser, von denen Schussen in der „Anekdote“ einiges erzählt. Die Literatursoziologie ergeht sich gern in Theoremen und nimmt wenig Notiz von Tatsachen wie der folgenden: zwei Saugauer Handwerksmeister pilgerten um 1890 zu Fuß nach Freiburg, um ihren Lieblingsautor, Heinrich Hansjakob, zu besuchen.

So unbefangenen stammes- und landschaftsgebunden wie die bayerische Heimatdichtung eines Ludwig Thoma oder Oskas Maria Graf ist die schwäbische nicht. Der schreibende Schwabe zielt in der Regel höher, auf das Allgemein-Menschliche; er hat einen Hang zum Sentimentalischen im Sinne des großen Landsmannes Schiller, er ist einer, der die verlorene „Einfalt und Wahrheit der Natur“ in der „Idee“ wiederherstellt – und verdirbt damit man-

ches. Dies wiederum mag zusammenhängen mit dem „schwäbischen Trauma“, wie es Fritz Rahn nannte, mit dem gebrochenen Verhältnis des Gebildeten hierzulande zur angestammten Mundart und damit zur heimatlichen Wirklichkeit überhaupt. Die Literaturgeschichte dürfte vor allem nicht übersehen, daß die „Schwäbische Schule“ um die Jahrhundertwende eigentlich ein Nachklang des poetischen Realismus war, verspätet und doch originell wie die schwäbische Romantik ein halbes Jahrhundert zuvor.

Schussen erfand einen Privatmythos von einem Ahnen, „der mit ausgestreckten Armen ins Unendliche fliegen konnte. . . in die Ewigkeit, seinem Ursprung entgegen, über den Äther hinaus bis zu Gott“; und seinen Lebensentwurf definierte er als Sechzigjähriger so: „Was ich nun weiter vorhabe? Nun, weiterleben und weiterschaffen und dabei möglichst lange Bach bleiben, rein und klar wie das Schussenwasser am Ursprung, und mein Tröpflein Helligkeit an den Strom der Zeit, der ins Meer eilt, abgeben. Ich möchte am Ende einst sagen können, daß ich meinem Erbtraum vom Flug in die Unendlichkeit nach Möglichkeit treu gewesen bin. Ich möchte sagen können, daß alles, was ich geschrieben habe, im geheimen jene ererbten Flügel trage, eine ererbte heimatliche Entführungslust ins Ewige und Unvergängliche einschließt. Dann hätte ich genug erreicht.“

Aufschlußreich ist auch das Selbstverständnis der Autoren als „Dichter“, ihr Ehrgeiz als Lyriker und Dramatiker. Beispiel Schussen: er hielt die Gedichte für sein Bestes. In ihnen spricht sich überzeugend und manchmal sogar ergreifend seine Natur- und Heimatliebe, seine besondere Art von Weltfrömmigkeit aus; aber sie schlagen keinen neuen Ton an, sind in der Form, in Sprachgestalt und Metaphorik eben doch epigonal („Heimwärts“, 1913, „Das war mein Gang“, 1921).

Ob Schussen noch lesenswert ist? Es kommt dar-

auf an, was man von Literatur erwartet. Wer Bewußtseinserhellung und Licht auf die Probleme der Zeit sucht, kann ihn allenfalls noch als Zeugen der Vergangenheit schätzen; werkimmanente Interpretation ästhetischer Werte wird manchen Makel finden. Schussen war keiner von den Großen, die neue Horizonte des Denkens eröffnen und neue Wirklichkeit durch schöpferische Sprachkunst entdecken. Man tritt ihm mit dieser Behauptung nicht zu nahe, er selbst schätzte sich so ein. Als ihm Theodor Heuss 1949 schulterklopfend sagte: „Sie haben allmählich auch ein kleines Köpflein gekriegt“, hörte er aus dieser Bemerkung ohne Empfindlichkeit „etwas Sinnbildliches“ heraus und hatte Verständnis, daß Heuss, einer seiner ersten Förderer, von ihm viel mehr erwartete, als er hernach leistete. Schussen war ein liebenswerter Kleinmeister mit einem eindringenden, nicht durchdringenden Blick für eine kleine Welt: die heimatliche Landschaft, durchschnittliche Menschen und ihre originalen Besonderheiten, für Glück und Nöte des Alltags, und er sah das alles mit „Heimataugen, die ja manches mit Vergrößerungsgläsern gemein haben“, wie er wohl wußte. Ein Porträt, das sein Wesen zu deuten versuchte, müßte ihn am Rande des Weltgetriebes sitzend abbilden, wie er Menschen und Dinge solange betrachtet, bis er das Gute entdeckt hat. Mit Erbaulichkeit hat dies nichts zu tun, und wir wollen nicht hoffen, daß er durch eine Nostalgiequelle hochgespült werde. Aber ein neues Wilhelm-Schussen-Buch wäre wünschenswert, als historisches Zeugnis einer regionalen literarischen Kultur und als Sammlung des Humors, vielleicht sogar der Weisheit, die Wilhelm Schussen zu geben vergönnt war.

Verfasser und Redaktion danken Frau Dorle Diesselhorst für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Abbildungen, dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach für die Hilfe bei der Auswahl und die Überlassung der Druckvorlagen.